

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

17.10.1920 (No. 42)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 42



17. Dec. 1920

Walther Bulst / Montaigne am Rhein und Bodensee.

Michel de Montaignes geistiges Bild hinter der Erscheinung seiner selbst, fremd und verwandt berührenden „Versuche“ zu erschauen, hat vielen eine anziehende Aufgabe geschaffen. Die Züge seines Lebens, in den vom Schicksal abgerissenen Plan seines Verlaufes eingezeichnet, sind schon Abbild und Ausdruck seines Geistes.

Sein Stamm war nicht, wie der Philosoph uns gerne glauben machen möchte, altadeliger Herkunft, seine Vorfahren waren nicht, wie er einmal erzählt, seit vielen Geschlechtern auf dem grauen Schloß geboren; sein Vater, Pierre Eyquem mit vollem Namen, war niederländischen Blutes, und wie sein Großvater und Ahn ein glücklicher Kaufmann in Bordeaux; er erwarb erst das Schloß Montaigne bei St. Michel, der nach dem Taufheiligen seines Sohnes so genannten Stadt der Grafschaft Perigord des Herzogtums Guienne unweit der Dordogne. Mit dem Besitz erwarb er sich nach dem Brauche seiner Zeit das Recht, sich da von zu nennen. Somit war er in den Stand des Adels aufgestiegen und erkaufte sich nun einen Sitz in dem zur Rechtsprechung und Verwaltung befugten Parlament der heimlichen Stadt; zum Wissen und der Bildung seiner adeligen Mitsitzer, die er an den von ihm hoch verehrten Humanisten bewunderte, gelangte er zu spät vergeblich strebend nicht mehr. Diese schmerzlich vermißten Güter wollte er seinem im Jahre 1533 geborenen Sohne Michel, dem ersten Kinde, das die früheste Jugend überlebte, über schwänglich reich zukommen lassen. Schwerlich konnte jemand humanistischer erzogen werden: er lernte Latein als seine Muttersprache; wenn dieses Wort hier Sinn hat. Ein deutscher Humanist war sein Lehrer; seine Eltern sprachen zu ihm ihr weniges Latein und das Gefinde durfte nur wenige, ihm mühsam beigebrachte lateinische Redensarten an ihn richten; so daß er in seinen jungen Jahren durch seine klassisch reine Sprache manchen gelehrten Diener des Renaissance-Ideals beschämte. Noch nach Jahren lebten im Mund der Bauern um das Schloß manche lateinische Bezeichnungen verschiedener Gegenstände fort, die sie als ihrer romanischen Mundart verwandt, wohl als drolliges Kauderwelsch des jungen Herrn aufgefaßt haben mochten. Auf der Schule zu Bordeaux, dahin ihn die Eltern im Alter von sieben Jahren brachten, lernte er zwar unter den Kameraden den geläufigen Gebrauch der französischen Sprache, aber, was der Beachtung wichtiger schien, er verlernte die über alles geschätzte Reinheit der ihm so sorgfältig und mühsam beigebrachten klassischen Sprache. Auf der Hochschule, wohl auch zu Bordeaux, erwarb er das Rechtswissen, dessen er bedurfte, um seines unterdessen zum Bürgermeister gewählten Vaters Sitz im Parlament einnehmen zu können. Die festeregeelte gleichmäßige Amtstätigkeit vermochte den Selbstdenker nicht anzuziehen, und nach wenigen Jahren, in denen er auf einer amtlichen Reise das seitdem schwärmerisch geliebte Paris und den Glanz des Hofes kennen gelernt hatte, zog er sich

aus der Stadt auf sein Schloß zurück und entsagte bald darauf seinem Amte gänzlich. In jene Zeit fällt sein tiefstes seelisches Erlebnis, die Freundschaft mit dem von ihm grenzenlos geliebten und verehrten Edelmann Etienne de la Boethie; der Schmerz um dessen Tod hat seinen großen Ausdruck gefunden in dem Denkmal, das der Philosoph dem Freunde setzte, in einem der schönsten Kapitel der „Versuche“, dem 27. des 1. Buches „Ueber Freundschaft“. Fortan lebte er einsam, während er alle Sorge um die Güter seiner Frau überließ, im stillen Turmzimmer seines Schlosses unter seinen Bücherschätzen und arbeitete unablässig an den aus den gesammelten Erfahrungen der gegenwärtigen Welt und den historischen und klassischen Studien erwachsenen Versuchen, seinem Lebenswerk, dessen erste beide Bücher im Jahre 1580 in erster Gestalt erschienen. Im selben Jahre eines gewissen Abchlusses seiner bisherigen Lebensarbeit gewann der 47jährige Mann über seine Sehschwäche den Entschluß zu einer Reise in weite Fremde unter fremde Menschen, den ihn immer gleicherweise anziehenden Gegenstand seiner Reflexionen. Auch die Hoffnung, daß er in Bädern Heilung seines quälenden Steinleidens finden werde, machte ihren Einfluß geltend. Sein jüngster 20jähriger Bruder und zwei andere Edelleute waren seine Reisegefährten. Ihr Ritt führte sie durch Lothringen, über Basel, Baden im Aargau, das römische Thermae Helvetiae, dessen fröhliches weltliches Bäderleben schon vor 170 Jahren der florenzische Humanist und spätere Staatskanzler Poggio Bracciolini, als er am Konstanzer Konzil teilnahm, in einem Brief lebendig schilderte. Nach einem Aufenthalt reisten sie über Schaffhausen, dessen Rheinfall das Tagebuch so wenig wie sonst große Bilder der Natur auch nur mit einer Bemerkung erwähnt, nach Konstanz; über Lindau, Remy, Augsburg, München, Innsbruck, Trient nach Rom, mit kürzerem oder längerem Verweilen in Bädern oder wo sonst angenehmer Aufenthalt, anziehende Gegenstände der Beobachtung und geistreiche gelehrte Gesellschaft festhielten. Während der Abwesenheit von seiner Heimat wurde er zum Bürgermeister von Bordeaux gewählt. Im Späthjahr 1581 trat er den Heimweg von Rom an und reiste ohne alle Eile über Mailand und den Mont Cenis nach Montaigne. In der von ihm als lästigen Zwang empfundenen Beamtenstellung, zu dessen Annahme es des Königs ausdrücklichen Befehls bedurfte, wurde er so hoch geschätzt, daß ihm die seltene Ehre einer zweiten Wahl widerfuhr. Trotzdem legte er noch vor Ablauf der zweiten zweijährigen Amtszeit dieses nieder und widmete den Rest seines Lebens bis zu seinem Tod im Jahre 1592 der unermüdelichen Arbeit der Erweiterung und Vermehrung seiner „Versuche“. Sie erschienen in drei Büchern, die beiden ersten vielfach abgeändert und erweitert in endgültiger Gestalt drei Jahre nach seinem Tode.

Außer den Versuchen hat er uns das Tagebuch seiner großen Reise hinterlassen; es ist unterwegs entstanden, zum guten Drittel,

daraus auch das Folgende genommen ist, von ihm diktirt (darin ist von ihm „in der dritten Person“ die Rede, aus der er jedoch öfter zur Ich-Erzählung übergeht; eine über ihn, etwa seine Objektivität als beurteilenden Beobachters, reflektierende Stelle, wie die im Folgenden abgedruckte aus den Aufzeichnungen seines Lindauer Aufenthaltes, erweist geradezu ihn als Diktator); das übrige ist von seiner eigenen Hand, zum Teil zur Uebung in italienischer Sprache geschrieben. Niemand wußte um das Dasein dieser Aufzeichnungen, bis die Handschrift im Jahre 1770 von einem quellenforschenden Historiker auf dem Schloß Montaigne entdeckt ward und vier Jahre später zur gedruckten Ausgabe gelangte.

Montaignes besonnener Geist, der sachlich, scharf, gründlich und unablässig sich selber und die andern Menschen beobachtete, und die Aeußerungen des seelischen Lebens zu deuten, auf die Motive zurückzuführen und diese vernünftig zu beurteilen bemüht war, dessen Nüchternheit uns so frisch, heutig, ganz eigentlich modern berührt, hat in den „Versuchen“ eine Fülle von Zügen seines Bildes in Selbstreflexionen hinterlassen. Er wollte sein Buch ganz ausdrücklich nur als mittelbares und unmittelbares Selbstbildnis für seine Freunde betrachtet wissen. Aber eben aus den zahlreichen Selbstreflexionen gewinnen wir nicht eine anschauliche Vorstellung seiner menschlichen Natur. Zur Zeichnung seiner selbst mußte er sich notwendig der überkommenen psychologischen Begriffe bedienen, die in ihrer groben Allgemeinheit wenig geeignet sind, die zahlreichen, vielfach sich kreuzenden Züge einer so sehr besonderen Erscheinung wiederzugeben. Erst eine den Wert und den Geltungsbereich jeder einzelnen solchen Bemerkung abwägenden Komposition ihrer fügte sie zu einem Bild; dies geschieht jedoch nicht leicht noch ohne Widersprüche bestehen zu lassen.

Im Tagebuch der Reise ist, abgesehen von sehr wenigen Ausnahmen, alle Aufmerksamkeit auf die andern Menschen und die Dinge gerichtet; es war nicht für die Welt bestimmt, es sollte ihre Eindrücke dem Aufzeichner überliefern, zur Erinnerung für künftiges Nachdenken und künftige „Versuche“. So wenig der Verfasser, wie etwa der gewöhnliche Reisende, den gewohnten Weg von einem Ort von Ruf zum andern nach vorgefaßtem Plane einschlug, sondern sich von der jeweiligen Willkür und dem Zufall leiten ließ, eben so wenig finden wir von ihm beschrieben, was ein anderer aufzuzeichnen sich nicht hätte entgehen lassen: außergewöhnliche Naturerscheinungen, merkwürdige große Kunstwerke und Bauten, oder etwa die Historie der besuchten Orte; vielmehr erzählt das Buch von den gewöhnlichen Dingen oder was zur Stunde vor andern zur Betrachtung anzog: vom Leben in einem Badeorte oder einem Kloster, von der Bauart der Häuser, von ihrem Aeußern und Innern, von der Bewirtung, dem Zustand der Straßen, von einem Brauch, von einem Gelehrten, von der menschlichen Art der Eingeborenen.

Aber eben der Gegenstand der Aufmerksamkeit, die Reihenfolge der Aufzeichnungen und die kurzen Bemerkungen dazu ergeben ein deutlicheres Bild Montaignes, als alle Selbstschilderungen der „Versuche“.

In jener ihrer Besonderheit besteht aber auch ihr Wert wie für die literaturhistorische, so für die kulturhistorische Betrachtung; um dieses Wertes willen, besonders für unser weiteres Heimatland, lassen wir das Anziehendste der Aufzeichnungen aus Basel, Konstanz, Markdorf und Lindau hier folgen.

Basel.

Es ist ungefähr so groß wie Blois (an der Loire), schön gebaut und in zwei Hauptteile geteilt, welche der Rhodan trennt; der unter einer großen hölzernen Brücke mitten durch die Stadt fließt. Die Gemeinde hieß die Herren von Estillac und Montaigne durch einen ihrer Beamten willkommen. Er brachte ihnen Wein, und hielt, da sie eben zu Tisch saßen, eine lange Rede, die Herr Montaigne in Gegenwart vieler Deutschen und Franzosen mit entblößtem Haupte weitläufig beantwortete. Der Wirt war ihr beiderseitiger Dolmetscher.

Der Wein ist hier sehr gut.

Wir besahen das Haus eines berühmten Arztes namens Felix Platerus.* Es war à la Française mit vortrefflichen und reizenden Schildeereien verziert, und seine Bauart fiel beinahe ins Uebertriebene-Prächtige. Unter andern verfertigt er ein Buch von Arzneipflanzen, darin er schon sehr vorwärts gekommen ist. Andre lassen die Kräuter mit ihren Farben abmalen.

* Eigentlich Platter, geboren 1536 zu Basel, 1557 ebenda zum Doctor medicinae promoviert und zum Stadtphysikus ernannt, seit 1560 Professor an der Universität, gestorben 1614, besonders berühmt als Verfasser zahlreicher ärztlicher Werke, und Lehrer, „nachdem er 160 Doctores gemacht“.

Er hat aber die Kunst erfunden, sie ganz natürlich auf Papier anzukleben. Das kann er mit so ungewöhnlicher Geschicklichkeit machen, daß man alle Blätter, ja sogar ihre feinsten Fibern und Adern sehen kann. Er durchblättert sein Herbarium und zeigte uns Kräuter, die schon vor mehr als 20 Jahren befestigt worden waren.

In der Stadt (aber nicht in den Vorstädten) gehen sämtliche Uhren eine Stunde früher, als an andern Orten. Schlägt es zehn, so ist es der Zeit nach erst neun Uhr. Dieser zufällige Irrtum soll Basel einmal von einer gegen es verabredeten Verrätherei gerettet haben. Ihre Kirchen hängen außen voller Gemälde, und werden von einer großen Menge von Grabsügeln umringt.

Der Bischof ist der Stadt geschworen feind und wohnt vor ihr draußen. Er hat 50000 Taler jährliche Einkünfte aus ihr; dafür sorgt er, daß die meisten Landleute ihrer Religion getreu bleiben.

Herr von Montaigne hörte in Gesellschaften viele Klagen über die Uebersichtigkeit der Frauenzimmer, und besonders über die Völlerei der Einwohner.

Wir wohnen der Operation eines Kindes durch einen vermutlich betrunkenen Wundarzt bei. Das Kind war eine Waise — er konnte es also wohl hart und grausam behandeln.

Die öffentliche Bibliothek hat von außen eine sehr anmutige Lage, und einen großen Vorrat von ausgesuchten Werken.

Von Espinay an ist jede Dorfschütte mit Glasfenstern versehen. Häuser, die schon etwas mehr sagen wollen, haben durchgehends diese Fenster auf die Straße und in den Hof hinein.

Ich habe auch viel Eisen und geschickte Arbeiter darin angetroffen. Sie überreffen uns hierin ausnehmend; und an jeder noch so kleinen Kirche wird man wenigstens eine Uhr oder doch mindestens einen schönen Sonnenzeiger finden.

In der Ziegelarbeit haben sie es ungemein weit gebracht. Die Dächer und die Fußböden ihrer Zimmer sind mit Ziegeln bedeckt.

Ihre Zimmer sind mit allerlei irdenen Gefäßen ausgezert. In der Zimmerarbeit haben sie sehr geschickte Leute. Das Holz, das man gewöhnlich hier verbaut, ist fichten. In ihren Zimmern, ich meine ihre Eßsäle, ist Pracht und Geschmack angebracht. In einem jeden dieser sehr wohl ausgeschmückten Säle stehen fünf bis sechs mit Bänken umgebene Tische; um die herum setzen sich die Gäste. Sie haben durchgehends vortreffliche Fenster, ob es gleich das Ansehen hat, daß sie mehr für ihr Mittagbrot als ihre Wohnung sorgen; denn ihre Schlafkammern sind sehr armelig beschaffen. Vier Betten hintereinander stehen in einer Kammer. Bettvorhänge haben sie nicht. Kammer und bei ihnen nicht Brauch; heizen sie ein, so heizen sie viele Zimmer mit einem Male. Auf ihrem Herde findet man wenig Feuer, daher sie es auch nicht gern haben, wenn die Gäste in ihre Küche gehen.

Ihre Fremden bedienen sie schlecht. Ihre Betten sind so sonderlich reizend eben nicht. Bettlücken und Kopfkissenlücken sind ihnen unbekannt, oder doch wenigstens sehr selten. Man tut jemandem schon große Ehre an, wenn man einem Fremden ein weißes Bettlaken und ein Kissen ohne Ueberzug gibt. Ein schmutziges Federunterbett vertritt die Stelle einer Matratze.

Dabei verstehen sie die Kocherei ausgezeichnet. Besonders können sie gute Fische kochen.

Gegen Wind und Regen haben sie keinen andern Schutz als die gläsernen Fenster. Die stehen, sogar in ihrer Schlafkammer, Tag und Nacht offen.

Sie essen ganz anders als wir. Zum Wein trinken sie niemals Wasser, und darin haben sie meiner Meinung nach recht. Denn ihr Wein ist so schwach, daß meine Reisegesellschaft ihn noch schlechter und noch mehr getauft fanden als den Gasfognischen.

Ihr Geschmack ist von dem unsrigen ungemein verschieden. Ihre Gerichte trugen sie auf einmal auf und bedienen sich dazu eines gewissen Geräthes, auf das sie eines auf das andere setzen. Ihre Tische sind sehr groß und viereckig, so daß es schwer hält, die Schüsseln in die Mitte hinzustellen. Der Bediente nimmt sodann diese Schüsseln auf einmal ab und trägt andere auf, welche Veränderung sich oft sechs- bis siebenmal zuträgt. Denn man fängt nicht eher bei den neuen Schüsseln an, als bis die vorigen heraus sind. Ist man hiermit zu Ende, so geht es auf das Obst los.

Drei bis vier Stunden, wenn es nur ganz mittelmäßig zugeht, sitzen sie am Tische, sie essen also lange nicht so geschwind wie wir; aber dafür schmecken sie es auch besser. Sie haben Ueberfluß an allen Arten von Lebensmitteln, an Fleisch und Fischen; sie lassen es auch auf ihren Tischen nicht daran fehlen; ja ich möchte sagen, sie belasten sie recht; wenigstens geben sie uns nichts nach. Des Freitags essen sie nicht Fleisch.

Den Pferden geben sie gemeinlich mit einem Male mehr Hafer, als sie den Tag über fressen können.

(Schluß folgt.)

Eugen Kiltan / Robert Hessen.

Zu seinem Gedächtnis.

Am 26. August d. J. ist in Berlin Robert Hessen gestorben. Doktor der Medizin und Schriftsteller, als solcher in früheren Jahren auch unter dem Namen Avonianus bekannt. Eine eigentümliche und scharf ausgeprägte geistige Persönlichkeit. Eine jettfame Mischung von Realpolitiker und künstlerisch begabtem Schöngest. Eine mutige, kraftvolle Kampfnatur. Ein deutscher Mann voller Wärme und Begeisterung für die Größe seines Volkes und dessen kulturelle Aufgaben. Der geschichtlich und philosophisch geschulte Mediziner hat ein Buch über die „Prostitution in Deutschland“, als das große Hauptwerk seines Lebens eine „Geschichte des niederen Volkes in Deutschland“ (unter dem Decknamen Ekkardus), weiter eine „Philosophie der Kraft“ und einen biographischen Sammelband „Deutsche Männer“, fünfzig Charakterbilder hervorragender Deutscher, herausgegeben. Der Aesthet aber hat sich, als er von der Großstadt Berlin als praktischer Arzt nach Guben verzog, hinter dem Decknamen Avonianus versteckt und durch eine „Dramatische Handwerkslehre“ die Aufmerksamkeit der Theaterkreise erstmals auf sich gelenkt. Es war ein gutes und nützliches Buch — fern von aller schulmeisterlichen Pedanterie und Annahme, wie der Titel den Fernerstehenden vielleicht vermuten lassen könnte — ein Buch, das eine ausgesprochen persönliche Note trug, ein Buch voller Leben und Anregung. In der Kunstwelt aber begann man auf den neuen dramaturgischen Propheten hinzuhören. Er gab den Decknamen preis: als Robert Hessen ist er bald darauf dramaturgischer Mitarbeiter von Spemanns Goldenem Buch des Theaters geworden und hat später ein umfangreiches Werk über „Shakespeares Leben“ veröffentlicht, das in der Literatur über den Schwan von Avon seinen ehrenvollen Platz behauptet.

Aber seine vielseitige Natur gestattete ihm nicht, sich auf das kritische Gebiet zu beschränken. Ein starker schöpferischer Drang war in ihm lebendig. Er strebte unablässig nach Betätigung. Mit heisser Sehnsucht rang er um die Vorbeeren des Dramatikers. Es gehörte zu den geheimen Schmerzen seines Lebens, daß sie ihm versagt blieben. Seine zahlreichen dramatischen Arbeiten, die nur zum kleinsten Teile gedruckt wurden, sind nicht bekannt geworden. Sie sind nicht auf die Bühne gedrungen. Es waren die Schöpfungen eines feinen und kultivierten Geistes, geschmackvoll und vornehm, voller geistreicher und wertvoller Einzelheiten. Aber die gestaltende Kraft war meist nicht stark genug, um sie als Ganzes mit überzeugendem Leben zu erfüllen. Nur ein einziges hat den Weg auf die Bühne gefunden: der tragische Einakter „Vor Sonnenuntergang“; ich habe ihn am 4. Mai 1910 dem Münchener Residenztheater zugeführt. Kein Werk für die große Masse, sondern ein Lederbissen für eine kleinere, feiner gestimmte Gemeinde. Ihr hat es mit Steurrück und Lina Loffen in den Hauptrollen eine kurze Feierstunde bereitet. Ich habe die Aufführung des kleinen Dramas nicht bereut; ich würde es auch heute wieder spielen. Es verdiente schon dadurch Beachtung, daß es die Cäsar-Gestalt erstmals in ausgesprochen modernem Geiste auf die Bühne stellte, fernab von aller Schablone und Ueberlieferung. In der Form so modern, daß das Bestreben, alles Epigonenhafte zu vermeiden, stellenweise sogar die Gefahr einer gewissen Saloppheit des Ausdrucks heraufbeschwor. Grundion und leise ironische Färbung an Shaw gemahnend, aber milder, ohne dessen ätzende Schärfe. Im Mittelpunkt des kleinen Stückes eine Szene voller Reiz und Stimmungskraft: Cäsar und seine einstige Geliebte, die zur Greisin gewordene schöne Servilla, die Mutter des Brutus. Sie kommt den noch immer Vergötterten zu warnen. Erst hier erfährt er,

daß Brutus seines Blutes ist. Er versucht den Nichtsehenden auf seine Seite zu zerrren. Vergebens. Das Verhängnis geht seinen Gang. Während sich das Gerücht des bevorstehenden Mordanschlags verbreitet, legt sich Cäsar zum Schlaf in seinem Garten nieder, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne umzittert. Müdigkeit und Todessehnsucht. Das Werk eines Dichters.

An der Münchener Aufführung und ihrer Vorbereitung hat Hessen lebendigen Anteil genommen; sie ist ihm Sporn geworden zu weiterer dramatischer Arbeit, leider ohne daß das Glück ihm zur Seite trat. Er ist ein Einsamer geblieben in seiner Kunst, wie er es im Leben war. München, wo er eine Zeitlang als Redakteur des März gewirkt, hat er bald nachher den Rücken gewandt. Er kehrte nach Berlin zurück, wo der geborene Ostpreuze nach einem unruhigen jugendlichen Wanderleben, das ihn als Schiffsarzt durch die Welt geführt, schon früher lange Jahre gelebt hatte. Der Krieg hat auch ihn mit seiner Feuerseele ganz in seine Bande geschlagen. Als Führer eines Lazarettzugs hat der Sechziger mit jugendlicher Kraft den westlichen Kriegsschauplatz durchkreuzt. Der große Zusammenbruch hat auch ihn in die Knie gedrückt. Der Trost von Weib und Kind ist ihm versagt geblieben. Als ein Einsamer ist er in seinem bescheidenen Heim in Bilmersdorf hübergegangen — in dem Werte seiner fernigen und bedeutenden Persönlichkeit, in der erstaunlichen Vielseitigkeit seines Wissens und seines Schaffens von der Allgemeinheit lange nicht genug gekannt und nicht gebührend gewürdigt.

Wer von einem Toten erzählt, soll sein persönliches Verhältnis zu ihm nicht verschweigen. Es färbt das Urteil, auch wenn es nicht entscheidet. Als ich die „Dramatische Handwerkslehre“ von Avonianus für die Beilage der damaligen Allgemeinen Zeitung am Anfang der neunziger Jahre ausführlich zu würdigen suchte, wußte ich gleich den Wenigsten, wer hinter der Verheißung des wohlklingenden Namens verborgen war. Erst viel später erfuhr ich von Robert Hessen und trat in München 1908 in persönliche Beziehungen zu ihm. In Zeiten, wo ich gegen die heftigsten Angriffe zu kämpfen hatte, ist Hessen mit Mannesmut und Tatkraft für mich und meine Sache eingetreten. Ich gedenke seiner mit tiefem Dank. Meine Teilnahme an seinem dichterischen Schaffen hat mir sein Vertrauen in seiner weiteren Dornenlaufbahn als Dramatiker zugezogen. Noch vor wenigen Monaten schrieb er mir eingehende Briefe über eine Tragödie „Medusa“, die ihm ganz besonders am Herzen lag, und über einige Jugendwerke, deren Zusendung er mir in Aussicht stellte. Er war mit der Sichtung seines Nachlasses beschäftigt. Etwas wie Todesahnung schien über seiner schaffensfreudigen Stirn zu lagern. Mit wahrhaft rührender Bescheidenheit nahm er alle Einwände hin, die ich in offener Meinungsäußerung erheben mußte, und suchte danach immer von neuem zu prüfen, wie er bessern und vervollkommen könne. „Ich werde nun bald 66,“ schrieb er mir, „der Sand verrinnt; und ich wünsche wohl — ich hoffe, Sie finden es verzeihlich — daß gerade Sie, der Sie mich eingeführt haben, sich durch ein Ergebnis überzeugen könnten, daß Ihre Mühe nicht ganz umsonst gewesen war.“

Ich ahnte damals nicht, wie nahe sein Lebensschifflein schon dem Ziele war. Nun ist er gelandet: ein lieber, ausgezeichneter Mensch, ein hervorragender Ritter des Geistes, dessen gerechte Gesamtwürdigung erst der Zukunft beschieden sein wird. Unvergesslich aber ist er denen, die ihm Weggenossen auf rauhen Lebenspfaden sein durften.

Hans Adalbert Berger / Theater.

Ein Wort, dessen Klang an die Schalkammer der schönsten Erinnerungen jedes Menschen pocht. Ein Begriff, der, wenn er wo nur erscheint, wie ein silbernes Glöckchen oder mit schwerem metallischem Gewicht das menschliche Gemüt durchzittert. Tiefste Erlebnisse, die sich längst unbewußt irgendwie mit der geistigen Daseinsfülle des Einzelnen vermischt haben, werden wach und leiten sich spät noch in dankbarem Neuerstehen von traumhaften Stunden ab, die einmal die glücklichere Welt des Scheins vermittelten. Nichts spricht für die ewige Dauer solchen Genießens deutlicher als die Tatsache, daß auch im schwerst belasteten Bewußtsein eines jeden Menschen die Erinnerung an das erste Theaterstück jederzeit lebendig ist, das in die naive Erlebnisphäre des Kindes fiel. In das erstmalige seltsame Staunen strömte alle spätere, wie wohl hundertfältige und allmählich geminderte Theaterfreude wie in ein froh erregtes Sammelbecken herzu, das lange Zeit im Ereignislosen stillzustehen schien, um dann von neuem in

zitternde Kreise zerpflegt zu werden. In dem vom bewußten Leben noch ungetrübbten Sonnenspiegel des Kindergemütes liegt es begründet, daß das Theater oder was imater ihm ähnelt, seine nachhaltigsten Spuren hineinzeichnet. Und zu vergleichen ist ihm ja auch die himmlische Allegorie der Weihnacht, dargestellt im Christkindlein und seinem Begleiter, dem Knecht Rupprecht als den Schicksalsvollstreckern an den kleinen Lebensanfängern. So ernst und allen „Spiels“ entkleidet, wie die von Jubel und ungewisser Furcht bebenden Kinderherzen diesem Ereignis gegenüberstehen, so leberswirklich dünkt ihnen alles Theater in allen seinen absichtsvollen Formen und Wertgraben. Das Geschehn zwischen den bemalten Kulissen auf Welt bedeutenden Brettern dreht sich für sie noch um die beiden Pole Tugend und Sünde, Bravsein und Bösessein, von denen der eine ins helle Licht der Belohnung, der andere ins Dunkel der Bestrafung gerückt ist. Kunst reißt um der Kunst willen, Spiel nur des Spiels wegen, sind ihnen noch unbekannte Weisen der Lebens-

steigerung. Während von einem gewissen Alter ab ein Wandel vom ursprünglich Sinnfälligen zur vergeistigten Reflexion sich vollzieht, geschieht bis zu diesem Stadium hin das Umgekehrte: Es herrscht anfangs, möchte man sagen, die Beziehung alles Dargestellten zur praktischen Nutzenwendung, eine ethische Wertung nach Gut und Böse, bis nach einem zweifachen Wechsel der endgültige Standpunkt des gereiften, mit allen Bildungselementen ausgerüsteten Kulturmenschen feststeht. In diesem Sinne also nimmt das Kind alle spätere Erfahrung vorweg und beginnt da, wo der Erwachsene endet. Das ist eine Feststellung, die jeder an sich selbst machen kann, und eine Tatsache, die alle Kindheits Erinnerung mit einem atflug-frommen Schauer umweht.

Jene Bemerkung hebt freilich nicht die doch wohl überwiegenden Fälle auf, in denen der minder oder nicht Gebildete seine ursprüngliche Naivität bei der Aufnahme von Theaterdarstellungen bewahrt hat. Meist hält er sich für den weniger ausgebildeten Verstand schädlos an seinem unverbildeten Gemüt, das ihn instand setzt, eine erdichtete dargestellte Welt für die wahre Wirklichkeit zu nehmen. So wird er zum Idealtypus eines vorbildlichen Theaterbesuchers, wie ihn sich der Schauspieler wünscht. Auf seine Wesensbeschaffenheit war alles Theater von seinen Ursprüngen her eingeteilt, wobei die eigentliche Bedeutung des Wortes „Schauspiel“ gleich „Schaustellung“, wie wir sie z. B. auf dem primitiven Breitergerüste des mittelalterlichen Marktplatzes verwirklicht finden, nicht irreführen darf. Der „Pöbelhering“ der ersten (englischen) Komödianten und sein deutsches Nachbild, der „Hanswurst“, war wohl inmitten seiner ernsthaften Gegenpieler zum Spahmacher in erster Linie, dann wohl auch zur Veranlassung eines dekorativen Schaugepräges berufen; aber schon in diesen Anfängen beruflicher Schauspielkunst und noch mehr in ihrer Folgezeit steckt doch jedesmal eine irgendwie moralisierende Tendenz, eine gleichwohl versteckte Absicht ins Gewissen der Zuschauer zu wirken. Und gar erst von den religiösen Mysteriespielen des Mittelalters, aufgeführt von mönchischen Gymnasiumslehrlern, ging ein unmittelbar sittlicher, wenn auch vom religiösen überdeckter Einfluss aus. Fernab allem Spiel mit schönen Worten oder Gefühlen nur deren ästhetischer Wirkung wegen, weisen alle Dramen der klassischen Weltliteratur, angefangen von dem griechischen Dargestellten Sophokles, Euripides, Aischylos über Shakespeare, Goethe, Schiller bis zu den heutigen zukunftsweisenden Dramatikern sittliche Ewigkeitszüge auf, nicht weil es so ihre Absicht war, sondern weil — wie bei jeder Hervorbringung höchster Kunst — ihrer gigantischen Persönlichkeit Welt und Leben sich in den universalsten Ausmaßen und in dem, was diese „Welt im Innersten zusammenhält“, darbieten.

Der beste Prüfstein dafür, ob ein Stück mit den eben gekennzeichneten Werten verwandt ist, wird also jener im Schiller'schen Verstande naive Theaterbesucher sein. Ihm geht es bei dem zufälligen Spiel, das mit Worten, Mienen und Gebärden nicht bloß auf Ohr und Auge wirkt, um mehr als gerade um diese Menschen, dieses Schicksal, kurz diesen sinnlich-gefühligen Habitus. Er weiß sich eingekettet in den Ablauf des vergleichsweise bruchstückhaften Geschehens, einbezogen in den notwendig epigrammatischen Dialog gegensätzlicher Weltanschauung, eingemengt in das rote Herzblut, das da oben der „Held“ für seine allein wahre Ueberzeugung bildlicher- oder tatsächlicher Weise vergießt. Der Segen, den der Dichter durch den Schauspieler auf die gute Tat herabrufft, ist seinen stumm begeisterten Lippen entnommen, der Fluch über Fluchwürdiges seinen ohnmächtig bebenden Mienen abgesehen. Und wendet sich einmal ein grundlos gepeinigter Spieler, wie in antiken Stücken, hilflos zu den verbunkelt sitzenden Zuschauern, so ist er versucht, ihm seine Hilfe spontan anzubieten. Er begreift, daß der Dichter das unaussprechliche „Tua res agitur“ („Es geht um dich“), bald in dieser, bald in jener Rollenverkleidung in die Passivität des Zuschauertraumes hineinruft. Sein lebend angespanntes Denken erschläft nicht mit dem Niedergehen des Vorhangs, das Geschehene und Gehörte begleitet ihn in sein eigenes mit jenem irgendwie verwandtes Leben hinaus, das dadurch erst seinen hellen Sinn und seine beziehungsreiche Deutung erfährt. Vielleicht ist es nur ein einzelner Satz, eine klar geprägte Wendung, ein nachklingendes Wort, das ihm im Gedächtnis bleibt, das aber für ihn zum Programm und zum Hebel wird, an dem er seine begrenzte Welt des gleichförmigen Alltags in die Einbezogenheit des ewigen Weltganzen hinausholt. Wo das Stück etwa nur andeutend mit dem Sieg des Guten endet, setzt seine Wirklichkeit die Dichtung praktisch handelnd fort, er wird damit zum ausführenden Organ, zum nachschaffenden Vollstrecker jenes dichterischen Befehls und lämtert sich so zur Kongenialität der schöpferischen Phantasie empor. Rahm schon beim ersten sinnfälligen Eindruck die schöne Täuschung der unwirklichen Bühnenwelt die Form pulsierend organischen Lebens an, so weitet sein Erinnerungsbild erst recht das Erlebte zu unbegrenzten Sphären Himmels und der Erde, in denen sich seine Menschheit zum Problem erhebt. Die aufwärts gereckte Gebärde des Schauspielers erstarrt zum zielhebenden Höhenweiser, dem er mutig vertraut. Alles in ihm wird Licht und Erkenntnis, dahin zerrt er unbarmherzig die dunklen Zweifel und Mächtigkeiten, die ihn ins dumpfe Triebberück zurückzuführen möchten. Und so erlebt er denn auch in immerwährendem Neugeborenwerden und unaufhaltsamem innerem Fortschreiten das nach Goethe höchste Glück der Menschenkinder, die Persönlichkeit.

Kurf Sternberg / Strindberg, der Problematiker.

Goethe spricht mehrfach von „problematifischen Naturen“. Diesen Titel hat dann bekanntlich später Friedrich Spielhagen einem seiner Zeit vielgelesenen Roman gegeben. In der Gegenwart tritt der Begriff des Problematifischen stark hervor, und zwar besonders dadurch, daß er in die moderne Philosophie von dem bekannten Philosophen und Geschäftsführer der Kant-Gesellschaft Arthur Liebert eingeführt worden ist. Dieser hat sich verschiedentlich bemüht, ein umfassendes System der Problematik zu entwickeln oder doch wenigstens Bausteine zu einem solchen System zu liefern.

Will man dem Sinn gerecht werden, den Liebert mit dem Begriff der Problematik verbindet, so muß man sich vor einer rein negativen, skeptischen Einstellung hüten. Wohl ist das Problematifische das Fragwürdige, Zweifelhafte; aber die Frage soll zur Antwort, der Zweifel zur seiner Behebung führen. Problematifisch ist freilich eine Sache insofern, als sie ein noch ungelöstes Problem in sich birgt, das nur schwer zu lösen ist, weil die Sache höchst kompliziert, aus Gegensätzlichem zusammengesetzt ist. Allein Probleme sind dazu da, daß ihre Lösung immer wieder versucht wird; das Komplizierte, Gegensätzliche, bildet einen ewig neuen Antrieb zur Vereinfachung, Vereinheitlichung. So sieht Liebert — gleich Heraklit, jenem antiken Denker, der schon vor fast 2½ Jahrtausenden lehrte, daß der Kampf der Vater aller Dinge ist, und vor allem in unverkennbarem Anschluß an Hegel — in den Gegensätzen die Triebkräfte des Weltgeschehens; gerade das Fragwürdige und Zweifelhafte, eben das Problematifische, erscheint ihm als ein Faktor von eminentem positiven Wert, ja, als der eigentliche Hebel der Entwicklung.

Mit einer solchen Auffassung vom Wesen und Sinn des Problematifischen ist nun Liebert in einem seeben erschienenen Werke „August Strindberg. Seine Weltanschauung und seine Kunst“ (Sammlung Collignon, Band V; Verlagsanstalt Arthur Collignon, Berlin) daran gegangen, den Gesichtspunkt der Problematik auch auf Strindberg anzuwenden und für sein Verständnis fruchtbar zu machen.

Es gibt in der Literaturwissenschaft zwei Methoden. Die eine verfährt psychologisch-biographisch und historisch: psychologisch-biographisch, indem sie die dichterischen Schöpfungen aus der Psyche und dem Leben des Dichters abzuleiten strebt, und historisch, indem sie ihnen ihren Platz innerhalb der Literaturgeschichte anzuweisen wünscht. Die andere Methode kümmert sich — wenigstens im Prinzip — weder um die Psyche und das Leben des Dichters, noch um die Literaturgeschichte, überhaupt nicht um das Zeitliche; sie betrachtet ausschließlich die Kunstwerke selbst im Hinblick auf ihren Ewigkeitswert, indem sie die formalen Bedingungen ihres Aufbaues, ihren spezifischen Sinn und Gehalt klargulegen sucht. In Lieberts methodischer Einstellung zu Strindberg macht sich nun der Gegensatz dieser beiden Methoden in seiner vollen Kraft geltend. Auch Liebert entwickelt ohne Rücksicht auf Seele und Leben Strindbergs sowie auf irgendwelche literaturgeschichtlichen Zusammenhänge die Stilgeschichtlichkeit von Strindbergs künstlerischem Schaffen, um dieses so in seiner ewigen Bedeutung zu begreifen; da aber das Ewige immer nur in der Zeit, in zeitlich bedingter Form, zu erfassen ist, so bringt er Strindbergs Kunst in engste Verbindung mit seiner, mit unserer Zeit, so wird sie ihm zum Symbol, zum Spiegel des Zeitgeistes. Damit erweist sich das Problematifische, das Gegensätzliche, als das Prinzip der Liebert'schen Methodik. Der Gegensatz der beiden literaturwissenschaftlichen Methoden wird in einer höheren Einheit aufgehoben, aber so aufgehoben, daß er innerhalb der Einheit in seiner ganzen Schärfe bestehen bleibt. Auf der einen Seite wird Strindberg als ein Kind seiner Zeit betrachtet; weil aber in allem Zeitlichen das Ewige enthalten ist, wird auf der anderen Seite gerade die relativierende zeitgeschichtliche Betrachtung zu einer solchen des absoluten Ewigkeitswertes.

Die absoluten, ewigen Voraussetzungen der Strindberg'schen Kunst — so führt Liebert aus — können nur in ihren allgemeinen weltanschaulichen, metaphysischen Grundlagen gefunden werden. Diese Grundlagen hat Strindberg selbst zu klarem theoretisch-begrifflichen Ausdruck gebracht in einer klei-

nen geschichtsphilosophischen Studie, welche den Titel führt: „Der bewusste Wille in der Weltgeschichte“. Ein bewusster Wille thront nach Strindberg über dem Weltgeschehen und leitet es. In seinem Dienste stehen die Menschen, die von ihm nach Belieben hin- und hergeschoben werden. Sie bilden sich ein, frei ihr Dasein zu gestalten; in Wahrheit sind sie blinde Werkzeuge und Sklaven jenes Willens, bloße Automaten, die rein mechanisch seine Gebote ausführen. Sein Ziel ist das Nemis, das jedesmalige Gleichgewicht der streitenden Kräfte. Keiner Partei, weder einem Volk, noch einer Religion kommt der alleinige und endgültige Sieg zu; eben das bedeutet die Gerechtigkeit im geschichtlichen Leben.

Diese Geschichtsphilosophie Strindbergs wird in entscheidender Weise von dem Gesichtspunkt der Problematik bestimmt; er zeigt sich in dem gegenwärtigen Nebeneinander von ganz antimantisch-naturalistischen und doch wieder zweifellos romantischen Zügen. Durchaus unromantisch und naturalistisch ist der mechanische Zwang, den der Weltwille auf die Menschen ausübt und durch den ihr Leben, die Abfolge all ihres Tuns, auf das Genaueste regelt, die ausschließlich mechanische Kausalität, die seine sämtlichen Neugierungen beherrscht. In diesen seinen Neugierungen nimmt er auf irgendwelche Werte nicht die geringste Rücksicht; er zerstört sie, wie er sie schafft. Es handelt sich also bei Strindberg durchaus um jene wertfreie Betrachtung, wie sie der mathematischen Naturwissenschaft eigen ist. Allein der jenseits von gut und böse, jenseits aller Werte rein mechanisch und darum ganz unromantisch sich betätigende Wille ist seinerseits selbst ein durchaus romantisches Prinzip, wie ja denn auch die Konzeption eines solchen Urs- und Grundwillens zur Zeit der deutschen Romantik durch Schopenhauer erfolgte, von dem Strindberg fraglos beeinflusst ist. Romantisch ist dieser Wille vor allem infolge des Geheimnisvollen, das ihm anhaftet, infolge seiner Unfassbarkeit, und die Romantik wird noch dadurch verstärkt, daß der Wille so weit hinausgehoben wird über alles irdische Geschehen, daß er dieses aus fernsten Sphären lenkt. So zieht sich eine tiefe Problematik durch Strindbergs Weltanschauung, und diese Problematik muß auch in seiner Kunst zum Ausdruck kommen.

Aus dem naturalistischen Faktor der Strindbergschen Metaphysik, der alles Geschehen nach dem Prinzip eines starren Mechanismus sich abrollen läßt, folgt die Starrheit, die Leblosigkeit der Menschen in Strindbergs dramatischen und epischen Werken. Sie befinden sich gewissermaßen in einer Zwangsjacke, sie sind gleichsam in einen Schraubstock eingepreßt. Eine unsichtbare Macht waltet über ihnen und dirigiert sie; sie sind nicht die Täter ihres eigenen Tuns. Darum kann auch bei ihnen, gemäß dem wertfreien Naturalismus der Strindbergschen Weltanschauung, von einer richtigen Schuld nicht die Rede sein. Wohl sind sie bodenlos schlecht, doch nicht eigentlich böse; denn folgen ihre Handlungen rein mechanisch aufeinander, sind sie nicht von ihrem eigenen, freien Willen erzeugt, so sind sie auch nicht ihnen selbst zur Last zu legen. Den seelisch geknebelten Menschen entsprechen auch ihre freud- und lichtlosen Wohnstätten. Es sind Gefängnisse, in deren beklemmendes Dunkel kein freundlicher Sonnenschein dringt. Der Aufenthalt in ihnen ist ungesund; der seelischen Unfreiheit ihrer Insassen entspricht eine seelische Krankheit, unter der fast alle Strindbergschen Menschen leiden.

Allein nicht nur das Sein, das Leben dieser, sondern auch ihre künstlerische Gestaltung durch Strindberg untersteht dem Gesichtspunkt des starren Mechanismus; er ist in weitem Umfang das Stilprinzip der Strindbergschen Kunst. Der Starrheit der Personen in Strindbergs Werken geht parallel die starre Linienführung im Aufbau dieser Werke. Ihre strenge Form ist leb- und seelenlos, nicht dynamisch, sondern statisch. Gleichwertig stehen in Strindbergs Dramen die Szenen nebeneinander; keiner kommt in der — letztlich gar nicht vorhandenen — dramatischen Entwicklung ein Vorzug vor der anderen zu. Es gibt keine Schärzung und Entwirrung eines — in Wirklichkeit gar nicht vorliegenden — dramatischen Knotens und darum auch keinen wahren dramatischen Höhepunkt, übrigens auch keine rechte Exposition; denn fehlt die eigentliche dramatische Entwicklung, so fehlt naturgemäß auch eine eigentliche Entwicklungs- (Vor-)geschichte und die Notwendigkeit, diese zu exponieren. Die starre Statik der dichterischen Schöpfungen Strindbergs verhindert auch die Individualisierung der in ihnen auftretenden Menschen. Diese haben charakteristischer Weise oft keine eigenen Namen; sie sind eben rein mechanische Schicksalstypen, die unpersönlichen Vertreter des allgemeinen Weltwillens.

Wenn die Einführung dieses Weltwillens, wie wir vorher gesehen haben, in Strindbergs naturalistische Weltanschauung romantische Züge bringt, so müssen sich folgerichtig auch Strindbergs naturalistische Kunst romantische Züge einfügen. In den Strindbergschen Menschen, besonders der späteren Werke, lebt trotz aller mechanischen Zwangsläufigkeit ihres Lebens ein Drang nach Freiheit, ein Streben nach Erlösung in einer

jenseitigen Welt. Diese jenseitige Welt wirft ihre Schatten auf das Diesseits, ohne daß es dem Dichter und seinen Menschen je gelänge, ganz in ihr aufzugehen. Immer wieder wird das Heilige trivialisiert; aber auch immer wieder wird das Triviale geheiligt. Die alltäglichen Vorkommnisse erhöhen sich zu geheimnisvollen Mächten; in jede Realität fließt etwas Irreales ein, zu dessen Symbol jene wird.

So läuft in Strindbergs künstlerischem Schaffen neben dem Naturalismus der Symbolismus einher, der Romantizismus. Zu einer einheitlichen Verschmelzung beider Elemente kommt es nicht, aber auch nicht zu einer klaren Sonderung; denn oft läßt es sich nur schwer oder gar nicht angeben, vornehmlich in Strindbergs späteren Dichtungen, ob etwas real oder symbolisch gemeint ist, ob es dem natürlichen oder einem übernatürlichen Reiche angehört. Und gerade hierin zeigt es sich aufs deutlichste, daß die Problematik das eigentliche Bildungsgefeß, Gestaltungsprinzip der Strindbergschen Kunst ist, so wie sie das der Strindbergschen Weltanschauung ist.

Die Problematik von Strindbergs Kunst und Weltanschauung ist aber der getreue Ausdruck der Problematik des gesamten Strindbergschen Zeitalters. Wohl ist jede Epoche reich an Spannungen; in der unsrigen haben diese sich aber in einem Maß gesteigert, treten sie auf allen Gebieten des kulturellen Lebens mit einer Schärfe auf wie nie zuvor. Von ihnen besitzt die Gegenwart eine so klare Erkenntnis wie wohl keine frühere Periode, und gerade die Erkenntnis der Problematik ist die Bedingung für ihre Überwindung. Diese Überwindung, die Lösung der Spannungen, kann nur erfolgen durch eine Synthese, die herzustellen ist zwischen der naturwissenschaftlich-mechanistischen Geisteshaltung der vergangenen Jahrzehnte und der neu andringenden romantischen Gesinnung, deren Kennzeichen die Freiheit ist, die Spontanität, die Dynamik. Die überwältigenden Erfolge der mechanischen Naturwissenschaften haben auf alle Kulturgebiete eingewirkt, sie alle mechanisiert, rationalisiert und formalisiert, ihnen das frisch pulstrende Leben ausgezogen. Die Menschen wurden trotz äußerlicher Unruhe und Aufregtheit innerlich starr und leblos, schemenhaft, wie Strindbergs Naturalismus sie uns schildert. Allein das ewig frisch pulstrende Leben läßt sich auf die Dauer nicht unterbinden; mit seiner Freiheit und Unabhängigkeit sucht es sich gegen den mechanischen Zwang, gegen die rationale und formale Bindung durchzusetzen. So ist es zu jener antimechanischen, irrationalistischen und das Inhaltliche betonenden Richtung gekommen, die in unserem Kulturleben neuerdings dem Naturalismus gegenübertritt. Von hier aus ist es verständlich, warum auch in Strindbergs naturalistische Technik allmählich mehr und mehr romantische Züge eingewoben worden sind. Man erkennt, wie sehr sich in Strindbergs dichterischem Schaffen die Krise, die Problematik unseres Uebergangszeitalters spiegelt. Wegen dieser ihrer Problematik ist die jetzige Epoche in ganz besonderem Maße von neuen Zukunftsmöglichkeiten schwanger, die zu ihrer Überwindung führen werden und führen müssen, und gerade Strindberg hat — wenn auch nur indirekt — zu einer solchen Überwindung der Problematik beigetragen, indem er sie mit beispielloser Klarheit und Schärfe herausstellte.

Man könnte schwanken, ob man Lieberts Eindringen in den Geist Strindbergs oder in den der Zeit mehr bewundern und rühmen soll. Seine Ausführungen über Strindberg gehören zu dem Reifsten und Reichsten, was über den Dichter geschrieben worden ist; aber auch seine Schilderung der Krise der Gegenwart und ihrer Kultur ist dem Tiefsten zuzurechnen, das über dieses Thema gesagt worden ist. Es mag sein, daß der Gesichtspunkt der Problematik sich nicht für das Verständnis jeder Epoche und jedes Dichters als in gleicher Weise fruchtbar erweist; aber in bezug auf unser Uebergangszeitalter und seinen typischen dichterischen Vertreter Strindberg hat er zu geradezu überraschenden und überwältigenden Einblicken geführt.

Der Genuss, den das Liebertsche Buch dem Leser bietet, wird noch verstärkt durch den meisterlichen Stil des Autors. Einerseits entwickelt er mit plastischer Klarheit und Anschaulichkeit seine Gedanken; in scharf umrissenen, fein gemeißelten Sätzen stehen sie da, in teilweise sogar künstlerischer Formung. Andererseits ist aber die Form nicht starr; sie ist von unendlichem Leben durchglüht, von größter innerlicher Anteilnahme besetzt. So zeigt sich das Prinzip der Problematik in jenem Sinne positiver Fruchtbarkeit, in dem es Liebert nimmt, sogar in seinem Stile wirksam.

Besonders freudig ist endlich in Lieberts Werk die Abbildung der bis jetzt noch nicht vervielfältigten Strindberg-Büste von Carl Eldh zu begrüßen, die in Schweden sehr geschätzt werden soll. Und das allem Anschein nach mit Recht; denn schon die Reproduktion läßt erkennen, wie sehr der Schöpfer des Originals in die Gesichtszüge Strindbergs jene tiefe und schwere Problematik zu legen wußte, unter der auch der Mensch Strindberg zu leiden hatte.

Ernst Wahler / Der Sänger.

Dem Andenken Mozarts.

Am Marmorpfeiler der breiten Steintreppe, die zum Königspalaste führte, lehnte der Sänger. Kummervoll war sein jugendliches Antlitz. Man sah ihm an, daß er sein Leben hindurch fremdes Brot hatte hinnehmen müssen. „O, Demütigung über Demütigung!“ dachte er. „Gern würde ich alles, alles dahingeben, um frei nach meinem Sinne schaffen zu können. Aber ich bin arm, hier der Veringte unter allen. Ja, die andern, die sich beugen unter den königlichen Willen, die nach Herzenslust leere Pöffen und nichtige Tanzweisen hervorbringen, sie sind angesehen, reich, beliebt. Aber ich, der ich nur widerwillig bitterer Not gehorchend, den königlichen Launen nachgebe, ich verkümmere unter dem Zwang. Der Born meiner Phantasie versagt allmählich; vom Hofgesinde muß ich mich wie ein Bettler behandeln lassen, und ich möchte vor tiefer, tiefer Scham in den Boden sinken. Ach, wäre mein nur ein einziges kleines Kämmertlein, wohin mich die laute, in Selbstgefälligkeit schwimmende, spöttische Welt nicht verfolgen könnte. Ich wollte schaffen, schaffen, wie der Genius es mir eingäbe. Aber so! Ach, meine besten Gedanken ersticken im Keime.“

Und wie er so seinem bitteren Grübeln nachhing, sank die Sonne, und die Dämmerung breitete sich lind über den Park. Stehe, da trat ein lichter Engel zu ihm und berührte seine Schulter. „Ich will dir helfen!“ redete er den verstört Aufblickenden an. „So gib mir geistige Unabhängigkeit!“ bat der Sänger. Der Engel schüttelte ernst den Kopf. „Das steht nicht in meiner Macht.“ — „Dann schütze mich wenigstens vor Demütigungen kleiner Geister.“ — „Auch das vermag ich nicht.“ — „So gib mir täglich nur eine einzige Stunde, wo ich ganz allein meiner Kunst leben darf!“ — „Auch das ist dir versagt!“ — „Ja, wie willst du mir dann helfen?“ fragte der Arme. — Voll tiefer Liebe blickte der Engel ihn an und entgegnete: „Alles

äußere Glück wird dir versagt bleiben: Unruhe, Mißachtung, Hohn werden dich wie bisher quälen und dich unter die Veringten dieser Erde bannen. Du wirst wie bisher, nur um dein täglich Brot zu verdienen, Pöffen und bunte Unterhaltungsstücke schreiben müssen. Man wird dich zwingen, für ernsthaftere Schöpfungen deiner Hand deinen Namen zu verleugnen, damit ein anderer sich mit dem Ruhme brüstet, der eigentlich dir gebührt. Du wirst deinen Leidensweg fortsetzen. Aber eben dieses Leiden wird dir etwas bringen, das nur ganz begnadete Erdenkinder ihr eigen nennen dürfen: und das ist der Klang geistiger Erlösung.“

Der Engel schwieg, streichelte dem in sich Versunkenen die Hand, und dann war er verschwunden. Das wie leicht wurde es dem Sänger plötzlich ums Herz, gerade, als ob eine reine Opferflamme in seinem Innern entzündet wäre, die niemals verlöschen könnte — ein ewiges Licht. Und sie ist niemals verlöschen. Nach wie vor mußte er sich dem Willen des Königs, ja, des Hofstaates beugen, mußte ihren leichten Trieben mit Unterhaltungen entgegen kommen und dafür Demütigungen und Gelächter hinnehmen. Das lieb sein Leben vor der Welt auf.

Früh sank er ins Grab. Aber in jeder seiner Schöpfungen, und war es auch äußerlich die anspruchloseste Pöffe auf einen kläglichen Text, wob ein Ton, der den Oberflächlichen verschlossen blieb, zu dessen Erkenntnis man erst spät gelangte, der aber die Verzweifelnden erhob, die Unglücklichen tröstete, ein Ton, so überirdisch rein, Veröhnung kündend, Befreiung jubelnd, erhebend, stärkend, erfrischend wie ein Bad im Waldstrom, belebend wie der Gesang der Vögel, reinigend wie die allgütige Mutter Natur selbst.

Dies war der Klang der geistigen Erlösung, das Geschenk des Engels.

Franz Hirtler / Das Messer.

„Hollioh! Fabian!“

Von der gegenüberliegenden Halde her kam der helle Ruf. Das Echo zog ihn in die Länge und brachte ihn nochmals vom Gefällwald zurück.

„Hollioh, Fabian! Fabian!“ Der Hirtenbube von drüben rief seinem Kameraden auf dem Eschenberg zu. Es war ihm ein Spiel. Wie wenn drunten die Knaben mit dem Bogen ihre Pfeile über das Kirchendach zu schießen versuchen und jubeln, wenn es gelingt, so freute sich der Kaver, wenn er seine Stimme über's Tal schiden konnte und vom Eschenberg her Zeichen kamen, daß er gehört worden war. Fabian, der Angerufene, kam auch sogleich gerannt mit einer kurzen Peitsche in der Hand. Auf einen Felsen, der meterhoch über den Grasboden emporragte, schwang er sich. Von dort konnte er über das Ginstergebüsch hinweg sehen, und der Kaver konnte ihn erkennen.

„Hollioh, Kaver!“ rief er und schwenkte den Hut. Seine Stimme war schwach, und Kaver konnte sie kaum hören, da die Herde mit Schellengeläch um ihn herum war. Aber mit scharfen Augen erkannte er den hutschwingenden Kameraden, und er wiederholte noch einige Male den Ruf, bis er sich für diesen Tag müde geschrien hatte. Fabian sprang vom Fels herab und hatte eine geraume Zeit zu tun, bis er die auseinander geratene Herde wieder beisammen hatte.

Das war für Fabian nun jeden Tag so. Zu irgend einer Stunde rief der Kaver. Fabian konnte den Ruf hören, selbst wenn er an einer entfernteren Stelle der Halde sein Vieh weidete. Dann lief er immer herbei, um zu antworten.

Der Kaver war sein Freund. Sie trafen nur zusammen drunten im Tal in der Hirtenschule. Dort aber waren noch viele andere Buben, mit denen der Kaver zu reden, zu spielen oder zu raufen hatte. Auf dem Heimweg von der Schule aber hatte der Fabian den Kaver manchmal für sich allein. Dann konnte er ihm erzählen, konnte ihm sein Herz ausschütten und war glücklich und froh. Er überlegte nie, ob sein Zuhörer auch Verständnis hatte für das, was er ihm mit heißem Kopf berichtete von seinen neuen Plänen. Lag irgendwo ein reifer Apfel im Grase, so lief Kaver seinem Begleiter fort und sprach nachher unbefangen von der Güte der gefundenen Frucht und von allerhand Einfällen, wie man die Obstbäume plündern könnte. Diese Unaufmerksamkeit bemerkte der eifrig redende, ganz in seine Erfindergedanken versunkene Knabe gar nicht. Er wollte die Minuten ausnützen, in denen er den Freund ganz für sich hatte.

Fabian hatte die acht Kühe, die fünf Ziegen und die zwei Rälber, von denen eins ein widerpenstiges Stierkalb war, wieder zusammen gebracht. Er kletterte wieder auf den Felsen und schaute hinüber. Aber der Kaver war nicht mehr zu sehen.

Ob der Freund bald würde herüber kommen zu ihm? Damit er's ihm zeigen könnte, wovon er ihn immer nur erzählt hatte! Noch niemand hatte es gesehen, und niemand sollte es sehen, bevor es der Kaver angestaunt hatte! Aber der konnte mit seinem Vieh nicht über das Tal ziehen, in fremdes Weidegelände. Freilich am Sonntagmorgen nach dem Gottesdienst hätte Kaver mit ihm auf den Berg kommen können, aber da hätte er immer allerhand Ausflüchte, gegen die Fabian nichts einwenden konnte. Es tat ihm weh.

Mit der Peitsche knallend und dem Vieh zureufend, sprang er vom Felsen herab. Mit der Herde stieg er die Halde schräg hinan dem Orte zu, wo sein Geheimnis verborgen war. Einem Bächlein entlang, das aus dem Wald kam, schritt er. Seufzend blieb er einmal stehen und schaute hinab ins Tal. Es war Herbst. Auf einigen Kartoffelfeldern arbeiteten in langen Reihen die Leute. Sie schienen immer an der gleichen Stelle zu hacken, so unmerklich war ihr Vorrücken. Die Laubbäume, die zwischen den dunklen Schwarzwaldtannen standen, leuchteten rot und gelb. Die Hützeit ging zu Ende.

Nun stand er, nachdem er immer dem Bach entlang gegangen war, vor seinem Werk. Pfähle waren ringsum in den Boden geschlagen, damit das Vieh nichts beschädigen konnte. Er stieg über diesen Zaun und setzte sich nieder.

Hart an dem kleinen Bach stand ein aus Holz gefügtes Häuschen, nicht größer als eine Hundehütte und daran war ein Mührad angebracht. Unter dem Rade floß das Bächlein vorbei, ohne die Schaufeln zu berühren. Fabian zog eine armlange hölzerne Rinne hervor, brachte sie über dem Mührad an und leitete das Wasser darauf. Ein oberflächliches Mührad! Fabian wußte, daß es so hieß. In der Schule hing eine Tafel, auf der die verschiedenen Arten von Mührädern gezeichnet waren. Sorglich drückte er die Rinne zurecht. Das Rad lief herum und plätscherte geschäftig. Dann hob Fabian das Dach des Häuschens ab. Eine Sägeeinrichtung, genau nach dem Vorbild einer großen Säge angefertigt, war darin. Mit spitzem Finger schob der Knabe an einem Hebel, und das kleine Sägegatter fing an auf und ab zu schwingen. Zwei Sägeblätter, die von einer alten Handfäße her stammten, bahnten langsam sich einen Weg durch einen arm-

dicken Modellbaumstamm. Ohne jede fremde Hilfe oder Rat hatte er alles selbst geschnitten und zusammen gesetzt. Mit ernstem Gesicht, die Stirn in prüfende Falten gelegt, schaute er der Säge zu. Den Kopf hatte er in die Hand gestützt, und manchmal seufzte er. Ihm fehlte der Beifall eines Zuschauers. Er stellte sich vor, wie er dem Xaver die Einrichtung erklären würde. Es war ja recht als ein Schaustück gemacht.

Er brachte das Werk wieder zum Stehen und nahm einen der hölzernen Hebel heraus. Aus der Tasche zog er ein großes Messer, das er an einem Riemen befestigt immer bei sich trug. Er öffnete es und fing an den Hebel zu glätten und die Dese, die darin war, gleichmäßig zu erweitern.

Das Messer war ganz blank und von ungewöhnlicher Schärfe. Es war sein einziges Werkzeug. Fast jeden Tag polierte und schliff er es an einem eigens ausgesuchten Stein. Es war sein höchstes Kleinod, das er mit einer wahren Zärtlichkeit behandelte.

Mit einemmal fiel ihm wieder die Herde ein. Er legte das Holz weg, steckte das Messer ein und jagte mit der Peitsche in der Hand das Vieh zusammen. Kressenz, die junge Kuh, hatte sich wieder verlaufen, und Mägeli, die Leikuh, war widerspenstig und wollte nicht nach der gewünschten Richtung gehen. Er hatte große Mühe, die Herde in der Nähe seiner Sägemühle zusammenzubringen. Er atmete schwer. Um seine Brust lag's wie ein quälend beengender Panzer. Der Kopf war ihm heiß.

Er setzte sich wieder neben sein Spielzeug und fügte den herausgenommenen Hebel wieder ein. Gequälten Blickes schaute er über das sich talabwärts senkende Weidefeld. Ihn peinigte ein Gefühl, das er selbst nicht benennen konnte. Es war nicht Ueberdrüssigkeit gegen seine harte Arbeit. Denn ihm war sein anstrengendes Tagwerk etwas Selbstverständliches. Die allermeisten Buben im ganzen Tal mußten von frühester Jugend mithelfen auf Feld und Wiese, in Stall und Wald. Die Söhne der reichen Bauern hatten es nicht besser als er, der Sohn des armen, aber mit Kindern reich gelegneten Tagelöhners. Daß der Vater ihn vom Elternhaus wegschickte, um einen Esser weniger und einen Geldverdiener mehr zu haben, war eine Notwendigkeit. Darüber machte sich Fabian nie Gedanken.

Aber von Zeit zu Zeit überfiel ihn wie jetzt die Sehnsucht nach einem anderen Leben. Er pochte nicht zu den Menschen dieses Tals. In solchem dunkeln Gefühl verspürte er oft den Trieb davonzulaufen über die Berge. Da verachtete er seine Kunstfertigkeit im Schnitzen und Basteln und war oft nahe daran, sein Werkchen zu zerstören. Denn es war doch ein unnützlich Tun und konnte ihm nicht helfen. Er vergaß sich aber immer wieder im Basteln und Schnitzen. Aber in den Augenblicken der Befinnung, wie ihm jetzt wieder gekommen war, stieg's bitter in ihm auf, daß er eigentlich sehr unglücklich sei.

Mit Tränen in den Augen blickte er über die Berge hin. —

* * *

Eines Morgens, nachdem Fabian den Stall gesäubert hatte und mit dem Vieh unterwegs nach den Weideplätzen war, entdeckte er, daß der Riemen, an dem er sein Messer trug, abgerissen war. Er fuhr rasch in die Tasche. Das Messer war nicht darin. Noch rascher durchsuchte er seine andern Taschen. Der Kopf wurde ihm heiß.

Das Messer war fort!

Er blieb einen Augenblick stehen, während das Vieh weiter trabte. Es konnte nicht möglich sein! Sein Gehirn durchjagte alle Möglichkeiten, aber mit einem Mal wußte er es: das Messer war und blieb für immer verloren!

Die Bitternis des Verlustes umkrampfte sein Herz und zuckte ihm in die Augen und um den Mund. Mit wütenden Schlägen trieb er sein Vieh weiter. Es war an einem schulfreien Donners-tag, an dem er bis zum Abend auf der Halde zu bleiben hatte.

Den ganzen Vormittag brachte er in der dumpfsten Stimmung zu. Er war wie gelähmt, ließ seine Tiere lange herumweiden, wo sie wollten, schlug aber dann wieder heftig auf sie ein, wenn ihm endlich seine Pflicht einfiel. Den Zuruf Xavers beantwortete er nicht, er hätte auch keinen Ton hervorgebracht. Lange nach der Mittagsstunde war es schon, als er endlich ein Stück Speck und Brot aus dem Schnappsack hervorholte, um es zu essen. Aber dabei kam ihm wieder der Verlust seines Messers klar vor Augen. Er konnte den Speck nicht, wie er's sonst getan hatte, in dünne Scheiben schneiden. Auf andere Art wollte er nichts davon essen. Er begnügte sich damit, von den dicken Schwarzbrotbrocken ein wenig herunterzubeißen. Es schmeckte ihm nicht.

Am Nachmittag trieb's ihn endlich wieder zu seinem Sägewerk. Er saß lange teilnahmslos neben dem kleinen Haus und betrachtete die Späne, die von seinen Schnitzereien herumlagen. Einige Stäbe waren aufgeschichtet. Mit diesen hatte er sein Werk vervollkommen wollen. Eine Vorrichtung sollte selbsttätig die Säge abstellen, sobald das Gatter das Ende des kleinen Baumstamms erreichte. Das hatte er in den letzten Tagen ausgedacht und einige Teile schon angefangen zu schnitzen. Aber nun? Auch der Hampelmann, den er dem Xaver versprochen hatte, war erst halb fertig. Er nahm das Stück, an dem der Kopf schon fertig ausgeführt war, und betrachtete es, indem er an sein Messer dachte, mit dem man so seine Schnitzereien herstellen konnte. Ganz deutlich sah er es vor Augen, als hielte er es noch in der Hand. Er kannte es bis in die kleinste Einzelheit. In der Klinge waren drei Kreuze eingeschlagen, von denen das mittlere am tiefsten eingedrückt war. Es war ihm keine tote Sache, ein lebendiges Wesen war es ihm, und die drei Kreuze waren seine Augen, die nun nie mehr ihn anblicken sollten. Es konnte nicht möglich sein, daß diese Klinge, die er so sehr liebte, ganz aus seinem Leben verschwunden sein sollte. Aber wo war es? Es lag vielleicht irgendwo im Schmutz oder steckte in der Tasche eines andern, der sich des guten Fundes freute. Er hatte Mitleid mit dem Messer, das nun wahrscheinlich irgendwo verrostete oder verschmutzte.

Gegen Abend fühlte er sich sehr schwach infolge des aufgeregten Suchens, und weil er nur wenig gegessen hatte. Er dachte daran, daß ihm der Xaver oft gesagt hatte, wie gut die aus den Zügen der Röhre gefogene frische warme Milch schmecke, aber er war zu sehr niedergedrückt, um sich jetzt durch den Hunger zu diesem kleinen Hirtenbubenlaster verleiten zu lassen. Glend und gebrochen fuhr er am Abend mit seinem Vieh heim.

Noch einmal ging er ans Suchen und durchstöberte die Kammer, in der er zusammen mit dem Pferd knecht schlief. Der war auf einer weiten Fahrt und war erst in später Stunde zurückzuerwarten. Fabian suchte, und bei immer weiter herabbrennender Kerze wurde er von einer Art Fieber befallen, das seinen gequälten Kopf verwirrte. Er rannte gegen das ihm vom Schicksal verhängte Unglück an: er mußte das Messer finden. In glühendem Trotz suchte und suchte er . . .

* * *

Nach einer fast schlaflosen Nacht war Fabian mit verstörter Seele an die Früharbeit des Stallputzens gegangen.

Auf dem Schulweg traf er den Xaver, der sich über die Schwermut Fabians wunderte, mit keinem Wort verriet der gequälte Knabe den Verlust seines einzigen Werkzeuges. Durch die sonderbare Art seines Begleiters zum Reden gedrängt, versprach Xaver plötzlich, am Sonntagmorgen hinaufzukommen auf den Eschenberg, um Fabians Sägewerk anzusehen. Fabian hörte es wie im Traum. Aber dieses Versprechen, das ihm früher jubelnde Freude bereitet hätte, bewegte jetzt sein Inneres nicht. Sein ganzes Sinnes und Fühlen hatte sich um das Marktstück gekrampft, das er in der Hand eingeschlossen hatte. Mit steifen Arm hielt er es in der Tasche versenkt; die Finger waren schweißfeucht geworden und schmerzten ihn.

Er hatte das Geldstück aus des Pferdnechts Tasche genommen. Er überlegte sich immer und immer wieder, ob das, was er getan hatte, wirklich ein Diebstahl wäre. Viel häßlicher stellte er sich das Stehlen vor. Aber ein peinigendes Gefühl ward er nicht los. Der Knecht hatte einen Verlust erlitten, der ihn vielleicht ähnlich schmerzte wie ihn das Verlieren des Messers. Denn es war sauer verdientes Geld.

In der Schule wurde Fabians grübelnde Unaufmerksamkeit bald bemerkt. Der Lehrer, der das freudlose, harte Tagwerk der Hirtenknaben kannte, war mild gegen ihn, in dem er tiefes Innenleben vermutete. Aber da es sich an diesem Tage um die Vorbesprechung eines Aufsatzes handelte, mußte er allgemeine Aufmerksamkeit verlangen. Aber wiederholte Zurufe bewirkten nur ein kurzes gezwungenes Aufmerken. Dann versank Fabian wieder in sein Grübeln, und der Aufsatz, den er niederschrieb, war der verworrenste, den er je geschrieben hatte. Der Aufsatz war Fabians schwache Seite. Ihn fesselte am Unterricht hauptsächlich die Erdkunde, und vor allem die Physik. An diesem Tage hatte aber auch die Geographiestunde seine Teilnahme verloren. Aber er horchte auf, als der Lehrer erzählte, daß in der Schwarzwaldstadt Furtwangen eine Uhrmacherschule sei, eine Schule, in der die Uhrmacherei gelehrt werde! Das wäre etwas für ihn, denn die Mechanik der Hebel und Räder würde er wohl verstehen. Und kein schöneres Glück konnte er sich vorstellen, als das Zusammen-

setzen einer Uhr, einer recht kunstvollen Uhr mit allerhand Figuren und Schlagwerken, wie eine in der Stube des Ringelbauers stand. Aber das lag so unerreichbar ferne, daß Fabians Gedanken bald wieder in sein Leid zurückliefen.

Nach dem Unterricht eilte Fabian in den Kaufstaden und erstand dort nach kurzer Wahl ein Messer. Er war sehr aufgeregt beim Kauf. Die zwanzig Pfennig, die er auf seine Mark herausbekam, gedachte er in des Knechts Geldschachtel zurückzulegen.

Am Nachmittag beim Hüten probierte er das Messer. Als er in einen Holzstab ein Loch bohren wollte, bog sich die Spitze und brach ab. Fabian erschrak, wurde blaß und Tränen traten in seine Augen. Das neue Messer war nicht zu gebrauchen. Es war aus Blech.

Von hilflosem Grimm wurde er erfaßt gegen die, die ein solches wertloses Ding für teures Geld verkauften. Er fühlte sich aufs neue betrogen, nicht nur von dem Krämer drunten, sondern von der Welt, in der solches vorkommen konnte. Und als er sich erinnerte, daß er selbst ein Dieb geworden war, würgte es ihn im Halse vor Ekel und Bitternis. Von nun an verhielt er sich teilnahmslos gegen alles.

Es folgte ein Regentag, während dessen das Vieh im Stall zu bleiben hatte. Fabian streckte sich, wenn er die notwendigsten Arbeiten getan hatte, auf der Ofenbank aus und lag wie ein Schlafender da. Er mußte harte Worte hören über seine Faulenzerei. Er rührte sich aber nicht. Sein Atmen war wie ein fortwährendes Seufzen, aber seine Augen blieben trocken. Die Hausmagd fragte, ob er krank sei, denn er aß bei den gemeinsamen Mahlzeiten wenig. Aber Fabian schüttelte den Kopf.

Am andern Tag trieb er das Vieh wieder aus. Der Regen hatte aufgehört und zwischen den grauen Wolken waren Stücke blauen Himmels sichtbar, durch die zeitweilig die Sonne herunterstach. Er blickte auf die schwarzbewaldeten Berge, die ihm häßlich und unfreundlich vorkamen. Aus dem Moosfeldloch stiegen Nebelschwaden auf. Alle Gräser und Büsche waren triefend naß, und das Bächlein, das an seinem Sägewerklein vorbeifloß, war angeschwollen. Die kalte Herbstluft war durchsichtig wie noch nie. Ganz klar lagen die Berge vor seinen Augen. Er fühlte, daß der dumpfe Schmerz und die zehrende Bitternis von ihm gewichen waren. Auf sein unglückvolles Dasein sah er herab, wie man vom Eschenberg ins Tal hinab sah. Er fühlte wieder Leben in sich erwachen. Aber er wußte nicht, was er tun sollte.

Er war nun ganz seiner Pflicht ergeben und streifte unablässig durch die Ginsterstauden hin und her, um die Herde zusammenzuhalten. So war aus seiner Schwermut, die noch immer den Grund seiner Seele bedeckte, ein eigenartiger Tätigkeitstrieb hervorgegangen. Aber manchmal blieb er einen Augenblick stehen und starrte vor sich hin. Es fiel ihm ein, daß er gestohlen hatte. Das Blut stieg ihm in den Kopf vor Scham und Reue. Aber dann schwang er durch eine seltsame Anwandlung von Gleichgültigkeit getrieben die Peitsche, und ihr scharfer Knall schnitt weiteres Grübeln ab. Sein Werk ließ er an diesem Tag ganz unbeachtet, obwohl er daran gedacht hatte, daß der Regen ihm geschadet haben könnte.

Der Sonntag war gekommen. Aus der Kirche strömten die Talbewohner. Während drinnen die Orgel mit vollem Werk brausend den Fortgehenden feierliche, fromme Gedanken nachrief, standen draußen in Gruppen die Bauern herum. Die Frauen, alle mit gleicher Kopfbedeckung, eilten rasch den Kirchenweg hinab. Aus einem kleineren Tor drängten sich die Schulkinder heraus, die lebhaft sich hin und her bewegten und nach anderthalbstündigem Schweigen ihre Stimmen munter und hell ertönen ließen. Als einer der letzten kam Fabian heraus. Er suchte in der Schar der Schulkinder den Xaver, denn er hatte dessen Versprechen nicht vergessen. Aber der Xaver war nicht zu finden, und niemand wollte ihn gesehen haben. So hatte er wahrscheinlich den Frühgottesdienst besucht!

Ohne sich bei einer der Bubengruppen aufzuhalten, ging Fabian allein um den Kirchhof herum und dann den steilen Weg hinan, der zum Eschenberg führt. Er hoffte zwar nur schwach, der Xaver werde von der anderen Seite her sich einfinden, aber ihn

trieb's hinauf. Er atmete schwer, denn der Weg war steil. Auf seiner Stirn standen Schweißtropfen. Als er endlich bei seiner Säge angelangt war, sah er die Unordnung, die das Wasser angerichtet hatte. Einige Radschaulen hatten sich herausgelöst und im Werk hatten sich die Hebel und Achsen verzogen. Ihm kam die ganze Einrichtung fremd vor, und mit gleichgültiger Ruhe suchte er die Schäden zu beheben. Aber das Rad wollte nicht mehr gleichmäßig laufen, es ging ruckweise, jastete immer ärger und blieb nach kurzer Zeit stehen. Er versuchte nochmals, es in Gang zu bringen, nahm einen Teil heraus und fuhr in die Tasche, um das Messer hervorzuholen — aber da hielt er das Blechmesser in der Hand . . . Ihm wars wie ein Erwachen, und der Schmerz schrie in ihm auf. Sein Gesicht war verzerrt. Er schleuderte das wertlose Messer von sich, riß das Mühlrad los und zertrümmerte es am Boden. Dann nahm er einen Prügel und schlug wild auf die Säge los, trat darauf und ließ nicht einen Teil ganz. Das Bächlein nahm einen Teil der Trümmer mit. Dann atmete er auf. Jetzt war alles hin!

Im gleichen Augenblick ertönte ganz nah der Ruf: „Hollioh, Fabian?“

Bis tief ins Herz hinein erschrak Fabian. Jetzt kam der Xaver! Aber nun war nichts mehr zu bestaunen. Alles hin, alles verloren! Er wußte nicht, was er zu Xaver sagen sollte. Es trieb ihn fort, er wollte sich nicht sehen lassen in seiner Zerrüttung. In den Wald hinein lief er, ohne sich umzusehen.

Er kam auf einen Waldweg, dem er folgte, ohne zu wissen, wohin er führte. Ganz in der Ferne hallten die Rufe Xavers. Er ging schneller, um sie nicht mehr hören zu müssen. Manchmal sprach er laut vor sich hin. Der Weg führte immer höher hinauf, und nach einer Stunde kam Fabian an einen Ausblick. Das Tal, in das er hinunterschaute, war ihm fremd. Er ging weiter in langsamerem Schritt, aber wie einer, der eine weite Wanderung vorhat. Ihn trieb es fort, als läge das Rainschickel auf ihm. Sein Herz war erregt über sein verzweifertes Tun. In seinem Hirn stiegen immerzu Gedanken auf und schwanden wieder: sie gestalteten wache Traumbilder von dem Glück der Uhrmacherschule und der Schande des Gefängnisses.

Die Mittagszeit kam heran. Fabian schritt immer noch weiter. Mit Brombeeren und einer Brotkruste, die er in der Tasche fand, stillte er seinen Hunger. An einem einsamen Hof kam er vorüber, aber er getraute sich nicht zu fragen, wo er sich befand. Nur fort, nur fort, nur fort . . .

Am darauffolgenden Tag brachte man Fabian in einem Wagen zurück. Er lag in Decken eingehüllt auf Stroh und fieberte stark. So hatte man ihn nach der kalten Regennacht im Wald aufgefunden, röchelnd, weinend und im Fieber sprechend. Der Arzt, den man sich endlich zu rufen entschloß, stellte beiderseitige Lungenentzündung fest und zuckte die Achseln.

Am Dienstag war Fabian tot. Im Fieber hatte er zuletzt immer von einem Messer gesprochen, das zerbrochen war. Manchmal war er aufgefahren und hatte gerufen: „Das Geld gebe ich dem Mathis wieder! Nur nicht in das Gefängnis!“

Einige Tage nachher tat sich der Himmel wieder auf, die Sonne schien in die Täler und auf die Höhen. Der Xaver zog pfeifend seine Halbe hinauf. Mit der Peitsche schlug er manchen Apfel von den Bäumen herunter. Er verspeiste behaglich schmakend die Früchte und warf den Ziegen die Kernhäuser hin. Er freute sich des schönen Tages, sang fröhlich und knallte mit der Peitsche. Gegen zehn Uhr war's, als er sich ein wenig Rast gönnte. Er setzte sich auf den Rasen, zog Brot und Speck aus der Tasche und holte das Messer hervor. Er öffnete die Klinge, auf der drei Kreuze eingepreßt waren, von denen das mittlere das tiefste war.

„Ein gutes Messer!“ dachte er, indem er den Speck schnitt. „Und was liegt daran, daß ich's ihm genommen habe? Jetzt ist er tot, und das Messer hätte er doch nicht mitnehmen können . . .“ Seine Gedanken verweilten einen Augenblick bei dem frischen Grabe Fabians, auf dem ein mit weißem Kranz und Schlier geschmücktes einfaches Holzkreuz stand.